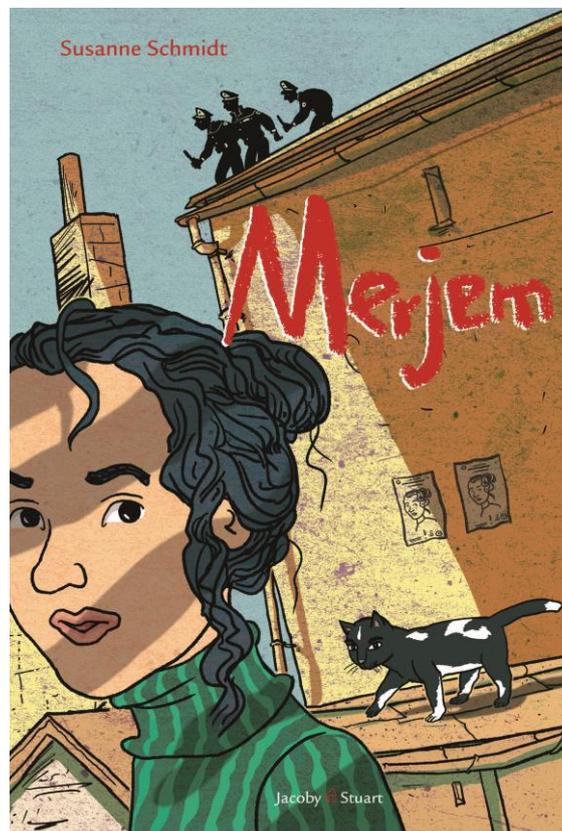


Leseprobe

Susanne Schmidt
Merjem

Verlagshaus Jacoby & Stuart, Berlin 2016
ISBN 978-3-946-59305-8

S. 4-23



1.

Über Linus knattern die Rotorblätter, er steht in der offenen Tür des Hubschraubers. Der Wind bläst ihm die Haare ins Gesicht, aber er lässt das Boot unter sich nicht aus den Augen; durch den Sucher seiner Spezialkamera peilt er herunter. Auf dem Heck stehen zwei Typen mit Niko-Bellic-Visagen, zwischen ihnen eine braune Ledertasche. In dem abgeranzten Teil befinden sich eine Million Dollar, und die will er haben. Kurz überprüft er noch Mal den Gurt des Bungee-Seils an seinen Füßen, dann gibt er seinem Piloten ein Zeichen, dass es losgeht. Er atmet tief durch, gleich wird er springen und ...

Jemand rüttelt an seiner Schulter. Welcher Idiot ist das denn? Er muss sich konzentrieren; wenn er jetzt einen Fehler macht, ist er mausetot, zermatscht auf dem Bootsdeck oder zerhäckselt von den Rotorblättern.

„Linus, aufwachen!“

Ja super aber auch. Weg das Boot, als hätten die Wellen es verschluckt.

„Linus, wir haben verschlafen!“

Linus versucht, die Augen zu öffnen, aber vermutlich hat der Sandmann gestern Abend die Tüten verwechselt und Klebstoff statt Sand reingeschüttet.

Er will sich auf die Seite drehen, aber ehe er sich noch Mal in seine Bettdecke einwickeln kann, reißt seine Mutter sie ihm einfach weg.

„Los, beeil dich!“ Sie packt seine Hand, zieht ihn auf die Füße und schiebt ihn vor sich her ins Bad, umschiff dabei die im Flur gelagerten Flaschen- und Papiermülltüten.

„Könnte ich nicht einfach erst zur zweiten Stunde ...?“

No way. Was die Schule betrifft, ist sie knallhart. Um keinen Ärger zu kriegen, schafft er Zähneputzen und Anziehen in zehn Minuten.

Sie steht in Bademantel und Wollsocken in der Küche, klappt seine Butterbrotdose zu und hält ihm den Haus Schlüssel hin.

„Was ist da drauf?“

„Salami. Gekochten Schinken hatten wir nicht mehr.“

Er verstaut die Dose im Rucksack. Salami ist nicht so schlimm wie grobe Leberwurst.

„Tschüss Mama.“

Die Wohnungstür knallt hinter ihm zu. Mit drei kalkulierten Sprüngen, immer fünf Stufen auf einmal, ist er die durchgetretene Treppe hinunter. Am Treppenabsatz wird eine Tür aufgerissen Frau Mayröcker in schwarz-goldenem Bademantel und roten Plüschpantoffeln, sie muss mal wieder hinter der Tür auf ihn gewartet haben. „Was ist denn das für ein Lärm, wir sind doch nicht bei den Hottentotten!“, zetert sie.

Früher hat sie immer „nicht im Negerkral“ gesagt, aber irgendjemand aus dem Haus hat ihr gedroht, sie wegen rassistischen Beleidigungen anzuzeigen.

„Entschuldigung!“ Er nimmt die nächste Treppe in normalem Tempo, nur noch zwei Stufen auf einmal, und schließt sein Rad auf, das er gestern im Hausflur geparkt hat.

„Wenn du es noch einmal da stehen lässt, sag ich dem Hausmeister Bescheid.“ Frau Mayröcker knallt ihre Tür mindestens so laut zu wie er. Warum müssen Erwachsene immer an allem rummeckern? Und dann machen sie genau dasselbe!

* * *

Als er in die Straße zur Schule einbiegt, herrscht das übliche Chaos von ankommenden Autos, Mofas, Rädern und Fußgängern. Der Unterricht hat noch nicht angefangen, er hat sich völlig umsonst so gehetzt.

Er hat noch Zeit, Zeit für eine Wand, die so grau ist, dass man sie nicht einfach grau lassen kann.

Die Wand gehört zu den Tennisumkleideräumen. Dahin ist es höchstens eine Minute. Zwei vielleicht.

Vorsichtshalber schaut er noch Mal rüber zur Straße. Aber alle sind damit beschäftigt, in die Schule zu gehen.

Er holt die Spraydose aus der Tasche. Kurzes Schütteln, noch Mal umschauen. Mit leisem Zischen entweicht roter Sprühnebel aus der Dose und setzt sich in einer welligen Linie auf die graue Wand. Er lässt noch ein paar Wellenlinien folgen, darunter ein Halbkreis, zwei Punkte als Augen, ein kleines Dreieck als Nase.

„Was machst du denn da, du kleine Missgeburt!“ Er braucht sich gar nicht umzudrehen. Das ist die Stimme von Herrn Karle, dem Hausmeister der Schule. Herr Karle ist so groß wie Dirk Nowitzki, allerdings mit einem Bauch, als hätte er den Basketball verschluckt, anstatt ihn in den Korb zu werfen.

Linus lässt die Dose fallen, reißt das Fahrrad vom Boden hoch, vier, fünf Schritte und er sitzt im Sattel, steigt voll in die Pedale, knallt durch ein Schlagloch, das Hinterrad rutscht weg auf dem sandigen Boden, er kann sich gerade noch mit dem rechten Fuß abfangen. Die Drohungen des Hausmeisters fliegen ihm noch hinterher, als er die Straße erreicht. „Eltern ... Direktor ... Anzeige“ – das komplette Hausmeisterprogramm.

Linus rast die Straße hinunter, vor der Schule muss er eine Vollbremsung machen, weil direkt vor ihm ein Auto anhält. Dana steigt aus, zerrt ihren Rucksack vom Rücksitz.

„Hallo Dana!“

Linus fährt im Schneckentempo am Audi ihres Vaters vorbei und winkt zu ihr herüber. Sie hat's nicht gehört oder tut zumindest so.

Kurze Gewichtsverlagerung, Lenker ranziehen. Er bringt das Vorderrad zu einem Wheelie hoch, aber mehr als drei Meter sind spontan und mit Rucksack auf dem Gepäckträger nicht drin, fast wäre er nach hinten übergekippt und hätte sich vor ihr auf den Asphalt gelegt.

Jetzt tut sie nicht mehr so, als würde sie ihn nicht sehen, sondern verdreht die Augen.

Er parkt sein Fahrrad in einem Fahrradständer, kämpft mit dem Schloss, das immer dann klemmt, wenn er sich beeilen will.

Dana ist bei den beiden hirnentkernten Zwillingen Elena und Helena vor der Eingangstür der Schule stehen geblieben und hört ihnen beim Streiten zu. Die beiden streiten immer, im Augenblick darüber, ob man Nagellack für die Finger auch für die Füße benutzen kann.

„Lachen!“ Vor ihm steht Leonie mit ihrem neuen Handy. Linus zieht mit Daumen und Zeigefinger die Lippen breit und zeigt ihr seine frisch geputzten Zähne. Ist Leonie egal. Sie fotografiert auch Zähne. Sie hat das Handy vor einer Woche zum Geburtstag bekommen, und jetzt macht sie dauernd Fotos, damit jeder sieht, dass es das Neuste auf dem Markt ist. Linus nimmt seinen Rucksack und schiebt sie zur Seite. Mit ihrer Angeberei geht sie ihm echt auf die Nerven.

* * *

Erste Stunde: Deutsch. Dana sitzt drei Reihen vor ihm neben Leonie und holt ihre Hausaufgaben heraus. Er hat einen freien Blick auf ihre Locken, weil sich alle zu ihren Taschen runterbücken.

„Linus, deine Hausaufgaben!“ Frau Fischer steht neben ihm.

Kacke! Er hat die Hausaufgaben nicht vollständig gemacht, genau genommen nur den ersten Satz geschrieben. Wenn er das Heft wenigstens auf den Tisch gelegt hätte, hätte Frau Fischer vielleicht gar nicht gemerkt, dass der größte Teil fehlt. Er muss sie mit irgendwas ablenken, aber mit was? Ein kaputtes Fenster, eine Klopperei auf dem Schulhof, ein Hundehaufen im Mittelgang, ein blöder Spruch gegen Ausländer auf der Tafel? Nichts dergleichen. Er will gerade erklären, dass er es irgendwie nicht schafft, Zusammenfassungen zu machen, weil er sich immer in den Details verheddert, als er merkt, dass ganz vorne in der ersten Reihe ein Platz frei ist.

„Merjem ist nicht da!“ Er zeigt auf ihren leeren Platz und gibt seiner Stimme so viel alarmierenden Ton, dass Frau Fischer von seinem Heft aufschaut, ihr Handy herausholt und kontrolliert, ob vom Sekretariat eine Krankmeldung gekommen ist. Nicht, dass ihn Merjem besonders interessieren würde, sie ist eins von den langweiligen Mädchen, die nie was sagen, aber ständig gute Noten bekommen. Aber jetzt könnte ihm ihre Abwesenheit helfen, Frau Fischer von seinen Hausaufgaben abzulenken.

Treffer – statt Linus holt sie Finn an die Tafel. Er soll noch Mal die W-Fragen hinschreiben. ‚Wer?‘ – eine Familie, ‚Wo?‘ – am See, ‚Wann?‘ – an einem Sonntagmorgen, das kommt in die Einleitung, das hätte Linus auch noch gekonnt. Aber jetzt kommt ‚Was?‘, und da wird's schwierig. Er gibt sich echte Mühe, dem zu folgen, was Finn mit

quietschender Kreide an die Tafel schreibt. Aber sofort kommen ihm wieder Danas Locken dazwischen. Wenn man ihnen nahe kommt, duften sie nach Zimt. Er hat mit Finn gewettet, dass er es schafft, sie zum Eis einzuladen, bevor die Eisdiele den Winter über zumacht. Mit einem Handy wäre es viel einfacher sie zu fragen, aber er hat kein Handy. Seine Mutter ist keine von diesen Eltern, die gegen Technik sind, sie ist halt nur keine Ärztin wie die Mutter von Leonie, sondern arbeitet in einem Bistro, und deswegen hat sie nie Geld.

Also dann eben ohne Handy. Er schreibt Dana ein Zettelchen. Ist vielleicht sogar besser, weil er sehen kann, ob sie es liest.

„Linus, kommst du bitte an die Tafel?!“

Die lässt echt nicht locker heute. Er hat nicht die geringste Ahnung, was er jetzt schreiben soll, denn er hat die Geschichte nicht gelesen. Er weiß nur, dass es um eine Familie geht, die ein Picknick an einem See macht, und irgendwas passiert. Aber es ist die Gelegenheit, Dana das Zettelchen zu geben. Er steht langsam auf, marschiert zur Tafel, vorbei an Danas Tisch, tastet nach der Tischkante, schiebt den Zettel über die glatte kühle Fläche, bis er an ihre Hand stößt. Für einen Augenblick liegen seine Finger auf ihren Fingern. Es fühlt sich zart an, wie wenn man über die Rückseite einer Tafel Schokolade streichelt.

Sie zieht ihre Hand zurück.

Er bleibt trotzdem stehen.

„Linus!!!“ Frau Fischer schiebt ihn mit einer Stimme wie Gewittergrollen an die Tafel.

Er nimmt die Kreide in die Hand und schaut sich an, was Finn schon hingeschrieben hat: Picknick, Mutter freut sich, Annika hat keine Lust, Vater will den Hund nicht mitnehmen, Lars will ohne Hund nicht mitkommen.

Er stellt sich so, dass er Dana beobachten kann. Sie hat den Zettel in die Hand genommen.

Nimmt die Familie den Hund mit oder nimmt sie ihn nicht mit? Was soll er schreiben?

Tatsächlich, Dana faltet den Zettel auseinander. Wie soll man sich da auf eine ultralangweilige Geschichte von einem Familienausflug mit Picknick konzentrieren?

Sie liest. Leonie, die neugierige Kuh, beugt sich zu ihr herüber, liest mit. Wenn die nicht Angst hätte, dass Frau Fischer ihr das Handy wegnähme, würde sie sofort ein Foto machen.

„Bitte Linus, jetzt komm mal in die Pötte!“ Frau Fischer stützt ihre beiden Fäuste in die Seite, das macht sie immer kurz bevor sie wütend wird.

Er schreibt so langsam er kann: „Sie nehmen den Hund doch mit.“

Frau Fischer nickt. Aber sie will wissen, was dann passiert und das weiß er nicht.

Klopfen an der Tür. Ohne ein Herein abzuwarten, reißt Herr Karle die Tür auf. Er füllt den gesamten Türrahmen aus. Mit finsterem Blick sucht er die Klasse ab. So

unauffällig wie möglich klappt Linus eine Tafelseite zu sich heran.

Es nützt nichts, der Hausmeister klappt sie mit einer ruppigen Bewegung wieder zurück.

„Nach der Stunde zum Direktor!“, schnauzt er, dreht sich um und will wieder gehen.

Das lässt sich Frau Fischer aber nicht bieten und verstellt ihm den Weg. „Wenn Sie schon meinen Unterricht stören, dürfte ich dann wenigstens wissen, um was es geht?“

Herr Karle schaut auf Frau Fischer herunter, die gefühlt halb so groß und wahrscheinlich auch nur halb so schwer ist wie er. Er hebt den Arm, als wollte er sie einfach zur Seite schieben, aber dann schnauft er gnädig: „Hat mit Farbe rumgesprayt! Und das wird er schön wieder sauber machen!“

Frau Fischer schaut zu Linus herüber. „Hast du?“, will sie wissen.

Er zuckt mit den Schultern und schüttelt andeutungsweise den Kopf.

„Was hat er denn gesprayt?“, fragt Frau Fischer den Hausmeister im selben Ton, in dem sie vorher von Linus wissen wollte, was in der Picknickgeschichte passiert.

Herr Karles grimmiger Blick wischt kurz zu Frau Fischer herüber, hakt sich aber sofort wieder an Linus fest.

„Also was?“, drängelt Frau Fischer unnachgiebig.

Herr Karle lässt Linus von seinem Hakenblick.

„Äh ...?“

Frau Fischer macht einen Schritt auf ihn zu. „Sie werden sich doch erinnern, was er gesprayt hat, wenn sie unbedingt wollen, dass es weg soll!“

Herr Karle schnauft ratlos, kratzt sich hinterm Ohr.

Frau Fischer schaut ihn ungeduldig an, stützt dabei die Fäuste in die Seite, wie sie es bei Linus vorhin gemacht hat.

Nach seinem verblödeten Gesichtsausdruck zu urteilen, versucht Herr Karle sich tatsächlich zu erinnern, was Linus gesprayt hat, aber es fällt ihm nicht ein. Wahrscheinlich hat er gar nicht hingeguckt.

Seine Einmeterneunzig schrumpfen auf etwa die Hälfte zusammen.

„Hhm“, macht Frau Fischer streng, und es sieht fast so aus, als wollte sie ihm eine schlechte Note eintragen.

Herr Karle reibt sich verlegen die Nase. „Jedenfalls eine Schmiererei, die da nicht hingehört!“, knurrt er undeutlich. „Und die muss er wegmachen!“

Er bläst sich wieder zu seiner vollen Größe auf und blafft zu Linus herüber: „Wir sehen uns nach der Schule am Umkleideraum!“

Dann geht er.

Linus tritt zurück auf seinen Platz. Als er bei Dana vorbei kommt, flüstert Leonie: „Der hat doch höchstens Geld für ein Eis im Stehen. Beim letzten Schulausflug hatte er nicht mal was für die Busfahrt mit.“

Das hat die natürlich extra genau so getimet, dass er es hören kann.

Warum muss Dana neben so einer Angeberzicke sitzen?

Linus lässt sich auf seinen Platz fallen, als hätte er ein Fußballspiel mit Verlängerung voll durchgespielt. Das Brutalste ist, Leonie hat recht. Er hat höchstens zwei Euro in der Tasche. Das würde noch nicht Mal für ein anständiges Eis im Stehen reichen.

Er rückt seinen Stuhl ein kleines bisschen in den Gang, so dass er einigermaßen freie Sicht auf Danas Rücken hat. Ganz kurz könnte sie sich doch vielleicht umdrehen. Aber den Gefallen tut sie ihm nicht. Mit hochgezogenen Schultern und starrem Hals fixiert sie die Tafel, als würde Umdrehen mit einem Schulverweis bestraft.

2.

Linus hockt neben dem Farbeimer auf dem abgetrampelten Holzsteg, der die Umkleieräume umgibt, und sieht zu, wie sich die Borsten der Pinselquaste mit grauer Farbe vollsaugen.

Herr Karle steht dicht hinter ihm.

„Wird's bald! Meinste, ich will mir die Beine in den Bauch stehen, bis sie so kurz sind wie deine?!“, knurrt er von oben herunter.

Linus nimmt die vollgesogene Pinselquaste aus dem Eimer; die graue Farbe tropft auf den Holzsteg, ehe der Pinsel auch nur halbwegs die Wand erreicht hat.

„*Abstreichen!*“, donnert Herr Karle, „du musst den Pinsel abstreichen! Was meinst du, warum ich dir das Ding da gegeben habe?“

Mit der Spitze seiner Schuhe deutet er auf ein kleines Gitter, das im Eimer hängt. Weiße Basketballschuhe, total neu, genau solche, wie Linus sie gern haben würde. Passen überhaupt nicht zu seinem grauen Hausmeisterkittel. Linus manövriert die Pinselquaste anweisungsgemäß wieder in Richtung Farbeimer zurück, ein dicker grauer Farbtropfen klatscht dabei auf Herrn Karles neuen Schuh und rutscht die schwarzen Seitenstreifen hinunter. Der Blick des Hausmeisters wandert stumm von der Pinselquaste zu seinem Schuh, dann zu Linus. Dabei zieht er scharf die Luft ein, die Flügel seiner Nase blähen sich empört auf. Sein Blick deutet an, dass etwas Furchtbares passiert, wenn Linus jetzt nicht schleunigst die Farbe an die Wand befördert.

Linus richtet sich auf, diesmal mit abgestrichener Pinselquaste. Vor der Wand bremst er noch Mal ab. Sie sind wirklich gut geworden, die Locken und nicht nur die, auch die kleine spitze Nase. Herrn Karle reißt der Geduldsfaden, er packt Linus' Handgelenk, fährt mit ruppigen Bewegungen über die welligen roten Linien, zerrt Linus' Hand zum Eimer zurück, taucht die Quaste in die graue Farbe. Vor lauter Ärger vergisst auch er jetzt das Abstreichen. Dicke Kleckse platschen auf den Holzsteg. Schließlich ist Danas Gesicht verschwunden, die Wand der beiden

Umkleideräume ist wieder so grau wie heute Morgen, aber der Holzsteg sieht aus, als hätte ein Wildschweinkerfel sich in dem Farbeimer gesuhlt. Doch das scheint Herrn Karle egal zu sein. Hauptsache die Wand ist wieder grau. Er hält Linus den Pinsel und das Gitter hin. „Sauber machen!“, kommandiert er und schließt mit einem riesigen alten Schlüssel die Tür zum Umkleideraum auf.

Die Pinselquaste und das Gitter von sich weg haltend, damit er am Schluss nicht auch so aussieht wie der Holzsteg, marschiert Linus durch den Vorraum der Umkleide. Mit dem Ellenbogen drückt er die Tür zum Toilettenraum auf, legt die beiden Teile in das Handwaschbecken und lässt Wasser drüber laufen. Man kann durch das Fenster auf die Tennisplätze schauen, die ziemlich trist aussehen. Die rote Asche ist zu einem Haufen zusammengeschoben und zwei Netze sind abmontiert. Im Winter werden die Tennisplätze geschlossen.

Linus dreht sich um. Hinter sich hat er leise Schritte gehört. Vielleicht ein Tier, das sich hier verkrochen hat und Hilfe braucht. Möglicherweise sogar ein Hund.

Die Tür zum Raum mit den Duschen steht offen. Linus bleibt erstmal stehen. Vielleicht ist es ja auch kein Hund, sondern ein Fuchs oder ein Marder oder ein Außerirdischer.

Aber in der Umkleide ist niemand. In der Mitte stehen Holzbänke mit Querstangen voller Haken und Ablagen, auf denen man die Sporttaschen abstellen kann. An den

Wänden schmale grüne Schränke aus Metall. Nichts zu sehen von einem Hund.

Linus kniet sich hin, um unter den Holzbänken nachzuschauen. Auch unter den Bänken ist kein Hund, aber neben einem Metallschrank steht merkwürdigerweise ein lila Schulrucksack auf den braunen Steinfliesen. Er hat das Gefühl, dass er den Rucksack schonmal gesehen hat. Er streckt die Hand aus, um ihn aufzumachen. Auf den Heften oder in den Büchern steht bestimmt ein Name.

„Den kannst du nicht mitnehmen, das ist meiner!“

Die Stimme kommt von oben, direkt über ihm. Sie ist leise, trotzdem bleibt ihm vor Schreck fast die Luft weg. Langsam dreht er sich um und versucht, im Halbdunkel etwas zu erkennen. Auf dem Metallschrank neben der Tür hockt eine alte blaue Winterskijacke, aus der lange schwarze Haare herauschauen. Eine Hand fährt aus dem blauen Ärmel, wischt die Haare zur Seite.

„Merjem?!“

Er ist ein bisschen enttäuscht. Nach dem Schreck hätte er eigentlich mehr erwartet – einen Außerirdischen, Gollum, einen Hobbit oder zumindest ein Pokémon. Stattdessen ein stinknormales Mädchen.

„Was machst *du* denn hier?“

Sie antwortet nicht.

Er sieht sie sich genauer an. Unter der dicken blauen Jacke schaut eine Schlafanzughose hervor. Merjem ist oft ein bisschen krass angezogen, mit Sachen die zu groß sind

oder bei denen die Farben nicht zusammenpassen, aber diese Skijacke sieht aus, als hätte sie sie aus dem Altkleidercontainer rausgefischt. Und in Schlafanzughosen hat Linus sie auch noch nie gesehen.

„Haste Schule geschwänzt?“ Das ist das erste, was ihm einfällt. Warum sie eine Schlafanzughose anhat, fragt er nicht.

Merjem zieht die blaue Jacke fester um ihre Schultern, aber sie antwortet immer noch nicht.

Von draußen ruft Herr Karle. Merjem verschwindet wieder in ihrer Jacke, als wäre sie der Umhang von Harry Potter, in dem man unsichtbar wird.

„Komme!“, schreit Linus.

Er ist schon an der Tür, als Merjem doch noch etwas sagt.

„Hast du ein Handy?“

Trotz der warmen Winterjacke zittert sie.

„Frierst du?“

„Hast du eins?“, wiederholt Merjem ihre Frage leise, anstatt seine zu beantworten.

„Nee“, sagt er.

„Bitte!“, Merjem flüstert immer noch. „Kannst du eins besorgen? Ich brauch's nur fünf Minuten.“

„Ich versuch's“, flüstert Linus zurück. Er muss jetzt gehen, sonst kommt Herr Karle vielleicht noch hier rein. Er holt den Pinsel und den Abstreicher aus dem Waschbecken und spurtet nach draußen.

„Wenn du das noch Mal machst, dann kriegen deine Eltern eine Anzeige wegen Sachbeschädigung“, schnauzt Herr Karle Linus noch Mal zusammenfassend an, während er den Umkleideraum von außen abschließt und über den Holzsteg zu einem Kabuff an der kurzen Seite des Gebäudes schlurft.

Er öffnet eine niedrige Tür, klappt seine Einmeterneunzig zusammen und hängt den Schlüssel an einen Haken.

Linus bleibt unschlüssig stehen. Er überlegt, wie Merjem in den abgeschlossenen Umkleideraum gekommen ist.

„Was stehst du hier noch rum! Mach, dass du Land gewinnst!“ Herr Karle poltert den Holzsteg herunter und macht sich am Zaun des Tennisplatzes zu schaffen.

Zögernd steigt Linus auf sein Rad. Keine Chance, noch Mal in den Umkleideraum zurückzugehen. Er muss später wieder kommen.

Merjem hört, wie Linus' Schritte immer leiser werden. Sie hat vergessen, ihm zu sagen, dass er auf keinen Fall jemandem erzählen soll, dass sie hier ist.

Sie legt sich auf den Bauch, hält sich mit den Händen an der oberen Kante des Schrankes fest und versucht, sich langsam an der Seite hinunterzuschieben. Aber ihre Arme sind im Moment genau so schwach wie die Beine. Sie kann sich nicht halten, rutscht von der Kante ab, kracht mit dem Kopf gegen den Schrank. Es tut gemein weh,

aber sie weint nicht. Sie zieht sich nur die Jacke über den Kopf. Aber gegen die Bilder und die Geräusche in ihrem Kopf kann sie nichts machen.

Pochen gegen die Haustür.

„Aufmachen, Polizei!!!“

Flüstern. Schritte im Flur, dann die Stimme ihres Vaters.

„Ich komme ... ich komme doch schon.“

„Kukuth na ka goditur, Kukuth na ka goditur!“ Das ist ihre Mutter. Sie weint. Merjem kann sich nicht erinnern, dass ihre Mutter je geweint hat. Wenn sie manchmal wegen der Schule oder so geweint hat, hat ihre Mutter immer gesagt: „Heulen hat keinen Sinn, Merjem, tu was!“

Wieder die Schläge gegen die Tür.

Ihr Vater in seinem blaugrau gestreiften Schlafanzug. Er greift nach dem Schlüssel.

Die Haustür springt auf.

Zwei Polizisten in Uniform drängen sich an ihm vorbei.

Dahinter eine Frau mit einem Papier in der Hand.

„Sie haben zwanzig Minuten Zeit, ihre Sachen zu packen, dann begleiten wir Sie zum Flughafen. Ihr Flug nach Prishtina geht um 9 Uhr 10“, sagt sie zu ihrem Vater.

„Kukuth na ka goditur, Kukuth na ka goditur!“

Warum redet ihre Mutter dauernd von einem Kukuth?

Schritte kommen den Flur entlang. Merjem klettert auf die Fensterbank, von der Fensterbank auf den Schrank.

Sie duckt sich hinter zwei große Kisten.

Die Tür wird aufgestoßen.

Einer der Polizisten steht im Raum und schaut auf ihr leeres Bett und die zusammengeknüllte Bettdecke. Hinter ihm ihre Mutter. Der Polizist öffnet den Schrank, Merjem hört, wie er die Sachen durchwühlt. Ihre Knie zittern. Der Polizist hat im Schrank nichts gefunden. Jetzt will er obendrauf nachschauen. Er setzt seinen Fuß auf die Fensterbank. Der Schrank wackelt. Merjem macht die Augen zu, hält den Atem an, der Polizist ist nur noch eine Armlänge von ihr entfernt. Wenn er den Arm ausstreckt, kann er sie packen. Eine eiserne Hand legt sich um ihr Herz, drückt es zusammen. Sie bekommt kaum noch Luft.

Der braune Schuh des Polizisten rutscht an der Fensterbank ab. Das Brett ist zu schmal für seine großen Füße. Ärgerlich rüttelt er an den fast leeren Kisten, hinter denen Merjem sich so flach macht wie eine Flunder.

Rückwärts geht er aus dem Zimmer, bleibt unvermittelt stehen. Unter der Bettdecke hat sich etwas bewegt. Vorsichtig schleicht er sich an, stürzt sich mit einem Hechtsprung auf das Bett. Erschrocken fauchend witscht Hannibal, Merjems Kater, unter der Bettdecke hervor und entkommt durch das offene Fenster.

„Merjeeem!“, schreit ihre Mutter. „Kukuth na ka goditur!“ Warum redet sie nur noch Albanisch. Sie ist doch so stolz auf ihr Deutsch.

Merjem zieht die Kapuze zurück, schüttelt sich wie ein Hund, der ins Wasser gefallen ist. Sie will die Bilder in

ihrem Kopf nicht mehr sehen. Draußen dämmert es bereits, aber sie hat Angst, Licht anzumachen, weil man das von außen sehen könnte. Sie versucht aufzustehen, aber es geht nicht, weil ihre Beine nicht das machen wollen, was sie will. Sie hat vor Kälte gar kein Gefühl mehr darin. Sie nimmt die Arme dazu, beides zusammen geht. Sie schafft es bis zu ihrem Rucksack.

In der Vordertasche findet sie nur das Federmäppchen mit Buntstiften, die ihr ihre Mutter zum Geburtstag geschenkt hat, und eine Papierschere. Sie zieht alle Bücher raus, schüttet schließlich den ganzen Rucksack aus. Ein Päckchen mit Kräckern fällt ihr vor die Füße, die Kräcker sind zu kleinen Stückchen zerbröseln. Mit den Zähnen reißt sie die Plastikhülle auf und schüttet sich die Brösel in den Mund. Ein paar nehmen die falsche Richtung in die Luftröhre, sie verschluckt sich fürchterlich. Mit dem Rest der Brösel ist sie vorsichtiger. Sie schüttet sie sich in die Hand und leckt sie mit der Zungenspitze auf. Das ist sogar besser, so hat sie viel länger was davon. „Mehr!“, knurrt ihr Magen, als sie alles aufgeleckt hat. Aber sie hat nicht mehr. Sie sucht alle Schränke ab, ob da vielleicht irgendetwas Vergessenes drinliegt. Das einzige, was sie findet, sind ein paar alte Tennisschuhe. Sie probiert sie an, gestern Nacht hat sie ihre Crocs angelassen. Die Tennisschuhe sind ihr mindestens vier Nummern zu groß.

Ihr Magen knurrt so laut, als säße ein ausgewachsener Wolf darin.

Im Toilettenraum dreht sie den Hahn am Waschbecken auf, probiert immer wieder mit dem Zeigefinger, aber das Wasser wird nicht warm.

Ihr Blick fällt auf einen elektrischen Händetrockner, der neben dem Becken an der Wand angeschraubt ist. Sie drückt den silbernen Knopf, unter lautem Fauchen pustet der Trockner seine Wärme über ihre Hände, dann in ihr Gesicht. Sie zieht die Jacke aus, legt sich darauf und hält ihre Füße unter den Trockner. Erst jetzt merkt sie, dass die nur noch zwei Eisklumpen sind. Sie muss fünfmal aufstehen und drücken, bis die Füße endlich warm sind.

Nur ihr Magen, der knurrt immer noch.

Sie wartet, bis es draußen ganz dunkel ist und steigt auf die Toilettenschüssel. Die Schubkarre steht nicht mehr unter dem Fenster, aber raus kommt sie auch ohne.

Auf der Straße scheint das gelbe Licht der Straßenlaternen. Jedes Mal wenn ein Wagen vorbei fährt, geht sie hinter einem Busch oder einem parkenden Auto in Deckung. Normalerweise braucht sie für den Weg von der Schule nach Hause höchstens eine Viertelstunde, aber heute kommt es ihr wie eine Ewigkeit vor.

In der Wohnung, in der sie bis gestern gewohnt hat, ist alles dunkel. Es sieht wirklich so aus, als wäre ein Kukuth hier gewesen und hätte alles Leben weggesaugt. Wieder das Kribbeln auf der Zunge, aber sie weint nicht. Heulen hat keinen Sinn.